

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 85 (1991)
Heft: 2

Artikel: Arbeit mit Behinderten - Anfrage an Theologie und Kirche. I., Anfrage an meinen theologischen Werdegang ; II., Anfragen an biblische Theologie ; III., Anfrage an Kirche und Gemeinde
Autor: Borné, Gerhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143592>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Arbeit mit Behinderten – Anfrage an Theologie und Kirche

I. Anfrage an meinen theologischen Werdegang

Wieweit wurden und werden Pfarrerinnen und Pfarrer auf die Begegnung mit Behinderten vorbereitet? Frage ich: Wo waren Behinderte während meines Theologiestudiums? so lautet die Antwort: Sie kamen überhaupt nicht vor!

Ich habe in den 60er Jahren lange Theologie studiert – dabei viel Exegese des Alten und des Neuen Testaments getrieben. Aber dass Behinderte und Kranke eine nicht nur numerisch bedeutsame, sondern eine wesentliche Rolle in der Bibel und bei der Frage von Theologie und Glauben spielen, habe ich erst viele Jahre nach meinem Theologiestudium begriffen – erst als ich in der «Arbeit mit Behinderten» stand. Auch in der Systematischen Theologie kamen während meines Studiums Behinderte nicht vor, ebenfalls nicht in der Kirchengeschichte und in der Praktischen Theologie sowieso nicht, da diese (damals nur?) vor dem Vikariat kleingeschrieben wurde.

Zur Vorbereitung auf dieses Referat blätterte ich noch einmal in dem Buch von Wolfhart Pannenberg «Was ist der Mensch?»¹ Das Buch las ich damals gründlich und gerne. Da ist von der «Weltoffenheit» des Menschen die Rede oder von seiner Phantasie – ein kluges Buch, aber der behinderte Mensch ist mir darin nicht aufgefallen. In dem Nachschlagewerk «Religion in Geschichte und Gegenwart» fehlt überhaupt der Begriff «Behinderung», nicht aber ein Artikel über «Krankheit». Und dieses Lexikon enthält so etwas wie Standardwissen für das Examen.

Von Martin Luther zu Dietrich Bonhoeffer

Ich habe viel und sehr gerne Luther studiert – vor allem bei Heinrich Bornkamm in Heidelberg, dessen «Famulus» ich vor und

nach meinem Studium in Montpellier sein durfte. Vielleicht war es gut, dass ich damals nicht die schlimme Auffassung Martin Luthers über behinderte Kinder kennenlernte. Oder vielleicht wäre das gerade gut gewesen, weil ich dann in bezug auf Behinderte eher aufgewacht wäre.

Luther glaubte – wie damals offenbar die meisten Menschen –, dass behinderte Kinder vom Teufel stammen. Der Teufel kann Frauen verführen und legt die aus dieser Verbindung stammenden Kinder anstelle eines nichtbehinderten Kindes ins Kindbett. Solche Kinder nannte man Wechselkinder. Im Falle eines 12jährigen Kindes in Dessau rät Luther dem Fürsten von Anhalt: «Wenn ich da Fürst oder Herr wäre, so wollte ich mit diesem Kinde in das Wasser, in die Molde, so bei Dessau fleusst, und wollte das homicidium dran wagen.»²

Dieses Kind ass übermässig viel und schrie und weinte zu unpassenden Gelegenheiten. Darin bestand also seine Behinderung – und die war des Teufels. Es muss uns nicht wundern, dass bis in unser 20. Jahrhundert schlimme Vorurteile über Behinderte existieren. Solche Vorurteile haben eine lange Tradition.

Nehmen wir jetzt einmal einen anderen grossen theologischen Systematiker und Ethiker: Dietrich Bonhoeffer. Er wurde mehr oder weniger in den 60er Jahren gerade erst entdeckt, vor allem wegen seiner Briefe aus der Haft in Berlin-Tegel, in denen es insbesondere um die Gottesfrage und um die Frage der Religion ging. Aber dass sich Bonhoeffer in den Jahren 1940–43, d.h. bis zu seiner Verhaftung, intensiv mit der Frage «lebens(un)wertes Leben» auseinandersetzte, wusste ich nicht. Das hat uns auch niemand mitgeteilt.

Im Herbst 1939 war das Euthanasie-Programm der NS-Machthaber angelaufen, dem nach offiziellen Statistiken bis zum Sommer 1941 70–90 000 Menschen zum

Opfer fielen – nach Expertenschätzungen bis Kriegsende 250 000 (Der Tagesspiegel, 7.6.90). Bonhoeffer hatte seit 1940 öffentliches Redeverbot, dazu Schreibverbot, was ihn aber nicht daran hinderte, doch zu schreiben. Nach dem Krieg hat man aus Gartenverstecken die Manuskriptseiten seiner geplanten «Ethik» hervorgeholt – z.T. auch aus den Händen der Gestapo zurückerhalten.

Ich möchte aus dieser «Ethik» folgende Zeilen vorlesen: «Es gibt vor Gott kein lebensunwertes Leben; denn das Leben selbst ist von Gott wertgehalten. Dass Gott der Schöpfer, Erhalter und Erlöser des Lebens ist, macht auch das armseligste Leben vor Gott lebenswert...» Als biblisches Beispiel bringt Bonhoeffer hier den armen Lazarus. Gerade er, der scheinbar nutzlose und kranke Mensch, wird von Gott zu ewigem Leben berufen. Bonhoeffer schreibt weiter: «Wo sollte auch, ausser in Gott, der Massstab für den letzten Wert eines Lebens liegen? In der subjektiven Lebensbejahung? Darin mag manches Genie von einem Idioten übertroffen werden. In dem Urteil der Gemeinschaft? Hier würde sich alsbald zeigen, dass das Urteil über sozial wertvolles oder wertloses Leben dem Bedarf des Augenblicks und damit der Willkür ausgesetzt wäre und dass bald diese, bald jene Gruppe von Menschen von dem Vernichtungsurteil getroffen würde.» Und zuvor schreibt Bonhoeffer: «Wer aber vermag zu ermessen, wie stark selbst der unheilbare Geisteskranke trotz seines Leidens am Leben hängt und wieviel Glücksgefühl er selbst seinem armseligen Leben noch abringt?»³ Dies sind alles zentrale Sätze, die ich gerne schon früher kennengelernt hätte. Aber vielleicht muss man auch reif dazu sein.

Für Behinderte nicht ausgebildet...

Erst nach meinem Theologie-Studium im Jahre 1967 schob ich meine erste Person in einen Rollstuhl. Das war bei den «Pfadfindern-trotz-alle-dem», körperlich behinderten Pfadfindern in der Langau in Bayern. Wir machten einen langen Abendspaziergang über Felder und Wiesen. Ich hatte dabei zugleich das Gefühl von Beglückung und Unsicherheit, ja Scham. Und ich musste erst 27 Jahre alt werden, um eine

solche Begegnung zu erleben. Das ist doch sehr schlimm. Ich denke, heute hat sich da einiges geändert – durch Praktika im Theologiestudium oder etwa durch den Zivildienst bei Behinderten.

Im Jahre 1975 wurde unsere Tochter geboren. Sie kam zu früh und musste wochenlang in einen Brutkasten. Während dieser Zeit bangten wir um ihr Leben und dachten oft, dass sie höchstens als geistig oder mehrfach behindertes Kind überleben würde. Es war in einer nächtlichen Busfahrt durch Berlin, dass Renate Schmitz aus Köln, eine Studiendirektorin und spätere Staatssekretärin im nordrhein-westfälischen Bildungsministerium, jedenfalls eine sehr gebildete und kluge Frau, mir klar machte, dass es meine Aufgabe sein könnte, mich um behinderte Kinder, vielleicht gerade um geistig behinderte, zu kümmern. Vielleicht braucht es solche Schocks, um in der Frage «Sensibilität gegenüber Behinderten» aufzuwachen.

Damals war ich Assistent für Systematische Theologie an der Freien Universität Berlin, am Seminar für Evangelische Theologie, wo vor allem Helmut Gollwitzer lehrte. Meine Aufgabe bestand darin, Theologie für «Hörer aller Fakultäten» und für angehende Religionspädagogen zu unterrichten – biblische Themen, Strömungen der Kirchengeschichte, Systematische Theologie von Barth, Tillich, Gollwitzer, Anthropologie bei Feuerbach, Erich Fromm oder Religionskritik bei Hegel und Marx.

Behinderte kamen auch bei diesem meinem zweiten Durchgang durch theologische Theorien nicht vor – bestenfalls bei Tillich, aber auch da mehr nur indirekt, etwa in seiner Abhandlung «Der Mut zum Sein», wo er sich mit der Frage der Selbstbehauptung angesichts von Verzweiflung, Angst und Sinnlosigkeit auseinandersetzt.⁴

Als mein Vertrag mit der Uni 1975 auslief, wandte ich mich der gemeindlichen Praxis zu. Doch als nach meinem Vikariat eine Katechetin mich fragte, ob ich eine gerade erst begonnene Arbeit mit behinderten Konfirmanden fortsetzen wollte, wehrte ich zuerst ab. Ich war dafür überhaupt nicht ausgebildet, dachte ich. Gerade erst hatte ich promoviert mit einer Dissertation über einen Vertreter der amerikanischen «Tod-Gottes-Theologie», Thomas Altizer im Zu-

sammenhang mit der heterodoxen Tradition unserer Christentumsgeschichte. Mit geistig Behinderten würde ich doch nie über solche theologischen Probleme reden können, und das schreckte mich ab.

Doch bald kam die Begegnung mit eben diesen geistig behinderten Kindern und Jugendlichen der Gemeinde, wo ich zunächst nur für zwei Jahre befristet Pastor im Hilfsdienst sein wollte: mit Michael, mit Ela, mit Thomas, mit Elke... Sie brauchten natürlich Hilfe – Verständnis, Zuwendung. Aber ich staunte zunehmend, dass sie oft lebendiger waren als die sog. Nichtbehinderten. Sie waren emotionaler und echter. Und ich merkte, dass eine Kommunikation mit ihnen ganz andere als die üblichen Wege verlangte. Und das genau war eine Anfrage an mich selbst, nicht nur an meine gelernte Theologie.

Mit Händen begreifen, was Evangelium heisst

Wenn es bei dieser Kommunikation auf sog. Vereinfachungen ankommt, auf die Elementarisierung, wie die Pädagogen sagen, dann stellt sich die Frage: Was ist wirklich zentral lebensnotwendig und spezifisch christlich, wenn das «Evangelium», die Sache Jesu Christi zur Darstellung kommen soll?⁵

Das war nun der Zeitpunkt, an dem ich auf einmal ganz neu die Evangelien des Neuen Testaments durchbuchstabierte – die Begegnungsgeschichten zwischen Jesus und den Aussenseitern der Gesellschaft und die Geschichten, die Jesus selbst erzählt. Diese Geschichten kann man z.B. im Konfirmandenunterricht mit Behinderten und Nichtbehinderten gut auf nonverbale Weise behandeln – oder die Worte können ergänzt werden durch Spielen, Malen, durchs Erleben.

Dabei habe ich – und seitdem immer wieder neu – begriffen, mit Händen begriffen, Hand in Hand mit geistig Behinderten begriffen, was EVANGELIUM für sie und für mich und vielleicht überhaupt heisst:

- dass Menschen sich als angenommen erleben
- dass sie eine neue Lebensfreude, einen neuen Lebensmut entdecken
- dass Menschen die Augen aufgehen und die Ohren, und dass sie wieder gehen können

- dass ihnen Lasten genommen werden, dass Befreiung erlebt wird
- dass neue Gemeinschaften entstehen, neue Freunde sich finden
- dass Menschen vom Rande in die Mitte rücken
- dass die Prioritäten im Leben sich verschieben
- dass andere Werte entdeckt werden...

Bevor ich jetzt weiter über diesen zentralen Zusammenhang von Evangelium und Behinderten spreche, will ich erst ins Alte Testament zurückgehen, zu einer Anfrage an die Theologie, die ebenfalls wesentlich für unser Thema ist: die Klage Hiobs.

II. Anfragen an biblische Theologie

1. Hiobs Anfrage

Das Buch Hiob bricht mit einem Dogma, das bis dahin undiskutierte Voraussetzung der alttestamentlichen Frömmigkeit war: dem *Vergeltungsdogma*. Dieses besagt, dass der kranke und behinderte Mensch zu recht so dran ist, wie er ist. Er hat es sich selber zuzuschreiben. Er hat irgend etwas falsch gemacht und wird zu recht von Gott dafür bestraft. Es sind die sog. Freunde Hiobs, die ihm das seitenweise einzureden versuchen: Gib's doch zu, du bist selber schuld! Gott straft zu recht die Sünder.

Wir haben im letzten Jahr bei einem Seminar im Haus der Kirche in Berlin darüber ein Rollenspiel gemacht. Die an einer Krankheit oder an einer Behinderung Leidenden sitzen anderen gegenüber, und diese versuchen ihnen einzureden: «Selber schuld! Du hast dich falsch ernährt, zuviel geraucht, zuviel Alkohol getrunken, hast deine Konflikte mit Vater und Mutter nicht bearbeitet, hast die falschen Bücher gelesen, warst beim falschen Psychotherapeuten...» Es war schrecklich, in dieser Rolle des Schuldzuweisenden zu sein – schon allein im Spiel, und ich merkte selbst, wie unbarmherzig eine solche Argumentation für die Leidtragenden war und ist. Es gibt Umfragen darüber, dass dieses Problem des *Sichschuldigfühlers* für Eltern von Behinderten bis heute eine grosse Rolle spielt.⁶

Doch Hiob wehrt sich bekanntlich. Er akzeptiert nicht diese Schuldzuweisung. Gewiss, er hat Schuld, aber warum hat er

mehr Schuld als andere? Das ist nicht einzusehen. Und die Schuldzuweisenden sollten eher ehrlich mit sich selbst sein. Sie könnten genausogut in der Situation eines Hiob sein.

Am Ende verstummt Hiob (Kap. 39, 34f. und 42). Er kapituliert bei der Frage: «Wo warst du, als ich die Erde gründete?» Hiob erkennt, dass er den Weltlauf nicht durchschauen kann. Kein Mensch kann dies. Er fügt sich in seine Situation. Aber er kann für sich verbuchen, dass ihm keiner eine plausible Theorie darüber liefern kann. Er bereut zwar und widerruft, dass er in Unverstand geredet habe, doch eine befriedigende theoretische Erklärung für die Ungerechtigkeit im Leben gibt es nicht.

Behindertes Leben ist keine Panne

Sind wir heute in dieser Frage weitergekommen? Ich denke nicht. Die Welt birgt soviel Schönes und Staunenswertes, aber auf unsere Fragen wissen wir wirklich nicht alle Antworten. Ich verweise in diesem Zusammenhang gerne auf einen Kollegen, der seit Jahren sich solche Fragen stellt: Ulrich Bach aus den Orthopädischen Anstalten Volmarstein, selber körperbehindert seit einer Kinderlähmung während seines Theologiestudiums. Bach geht es u.a. um das, was er «*weltanschauliche Rehabilitation*» nennt. Er beharrt darauf, dass Gott kein Schöpfer nur vollkommenen Lebens ist, sondern dass er, Ulrich Bach, als Rollstuhlfahrer gleichwertig ist mit anderen, nicht-behinderten Menschen und Geschöpfen. «Gott will, dass dieses Leben mein Leben ist» – keine blosse Panne, kein Leben minderen Grades.

In einem seiner Bücher erzählt er die Unterhaltung mit einem österreichischen Offizier: «In Kärnten sassen wir an einem warmen Sommerabend auf der Wiese des Gasthauses und tranken Bier. Ein österreichischer Offizier fragte mich – so etwas fragt sich offensichtlich leichter, wenn man schon einige Gläser getrunken hat: «Hochwürden, wie werden Sie denn – damit fertig?» Und bei «damit» nickte er bedeutungsvoll in Richtung der Räder meines Rollstuhls. Aus der Anrede «Hochwürden» schliesse ich, dass er wissen will, wie ich als Christ – oder allgemeiner: wie man als

Christ – «damit» fertig werden kann. Also antworte ich: «Als Christ versuche ich, mir klarzumachen: Gott will, dass dieses Leben mein Leben ist.» Ich hatte den Satz kaum vollendet, da kam sein energischer Widerspruch: «A na, will jo monches, aba dös will er nicht!»⁷ In Ulrich Bachs Theologie gilt: Gott hat auch ihn als den Behinderten geschaffen. Das ist zwar unbegreiflich. Aber das hilft ihm, sein Leben zu bejahen. Bach hat etwas gegen unsere glatten Sätze über Gott.

Gott hat es genauso mit dem «finsternen Tal» zu tun wie mit der «sommerlichen Wiese». Bach möchte, dass Theologie und Anthropologie die Behinderten nicht ausschliessen, dass sie in ihnen nicht Geschöpfe minderen Ranges sehen. Behinderte sollen in unsere sog. normalen Denksysteme integriert werden, bzw. diese müssen entsprechend geändert werden.

«Warum gerade ich...?»

Vor wenigen Jahren erschien ein Buch mit dem Titel «Warum gerade ich...?» von Erika Schuchhardt.⁸ In ihm werden 260 Biographien von Betroffenen – meist Mütter von behinderten Kindern – auf die Art ihrer Verarbeitung ihres Lebensschicksals untersucht. Schuchhardt kommt zum Ergebnis, dass nur bei einer *Minderheit* von Betroffenen, aber immerhin bei einer Minderheit, eine letztlich *positive Art der Krisenverarbeitung* vorliegt. Diese Menschen, seien es Behinderte, seien es Angehörige, meist Mütter, verarbeiten das Leid, in das sie durch die Behinderung gestürzt wurden, so, dass sie dadurch eine Stärke neuer und intensiver Art empfangen. Und viele haben gerade mit angelernter Theologie und in der Begegnung mit Repräsentanten der Kirche die grössten Schwierigkeiten. Theologie und Kirche erweisen sich meist gerade nicht als hilfreich, sondern als beschönigend, beschwichtigend, belehrend, Schuldgefühle produzierend oder sie für kirchliche Zwecke vereinnahmend.

Erika Schuchhardt unterscheidet acht Phasen der Krisenverarbeitung:

– Die *erste Stufe* ist die der *Ungewissheit*: «Hat das etwas zu bedeuten?» «Das muss doch ein Irrtum sein.» «Was soll das schon bedeuten!» «Das kann nicht sein!»

– Die *zweite Stufe* ist die der *Gewissheit*: Jetzt werden sich die Betroffenen über den Verlust von bestimmten Lebensmöglichkeiten klar. Aber immer noch sträuben sie sich dagegen.

– Die *dritte Stufe* ist die der *Aggression*: Jetzt kommen emotionale Ausbrüche. «Warum gerade ich?»

– *Vierte Stufe* ist die *Verhandlung*: Alles mögliche wird unternommen – Konsultation vieler Ärzte, Gelöbnis der totalen Umkehr des Lebens, Wallfahrten...

– *Fünftens* die *Depression*: Hoffnungen werden begraben. «Es ist alles sinnlos.» Von Träumen und Wünschen wird endgültig Abschied genommen. Diese Trauarbeit ist, wenn sie gelingt, wichtig zur Vorbereitung der nächsten Stufe.

– *Sechstens* die *Annahme*: Die Betroffenen fühlen sich leer, aber wie befreit. Sie sind an ein Ende gekommen, aber bereit, sich neuen Einsichten zu öffnen. «Ich erkenne jetzt... Ich bin, ich kann, ich will... Ich lebe jetzt mit meiner individuellen Eigenart.»

– Die *siebte Stufe* ist also die der *Aktivität*: «Der selbstgefasste Entschluss, mit der individuellen Eigenart zu leben, setzt Kräfte frei, die bisher im Kampf gegen sie eingesetzt wurden». «Die Betroffenen erkennen, dass es ja nicht bedeutend ist, was man hat, sondern was man aus dem, was man hat, gestaltet.» Man definiert sich neu innerhalb gesteckter Grenzen, geht das Wagnis ein, eigenständig zu handeln.

– *Achtens* die *Solidarität*: «Werden vom Leiden Betroffene in den beschriebenen Phasen angemessen begleitet, erwächst in ihnen irgendwann der Wunsch, selbst in der Gesellschaft verantwortlich zu handeln.» Die Behinderung tritt in den Hintergrund, das gesellschaftliche Handlungsfeld tritt in das Bewusstsein und fordert zum gemeinsamen Handeln heraus. Die letzte Phase wird nur von wenigen Behinderten, aber auch selten von Nichtbehinderten erreicht... «Es gibt am Ende keine Lösung im Sinne von Erlöstwerden von der Last. Die einzig mögliche Lösung besteht darin, nicht mehr im Widerstand gegen, sondern mit dem scheinbar Unannehmbaren zu leben, und zwar als Übernehmen einer neuen Aufgabe, die es individuell so wie solidarisch zu gestalten gilt.» Es kommt dabei zu einer «Selbstverwirklichung durch Anders-Sein» inmitten

der ganz anderen, im Grunde unmenschlichen Leistungsnormen unserer Gesellschaft.

Erika Schuchhardt versteht die acht Stufen ebenso als Spirale, d.h. die Betroffenen müssen sich «wie in einer Spirale hochwinden», durch widersprüchliche Erfahrungen hindurch, bis sie zu einer Klarheit über ihr neues Lebensverständnis gelangen. Dies ist ein *lebenslanges Lernen*, «eine Gestalt der engen Pforte, die zum Leben führt» (Mt 7, 14). Entscheidend ist: Wir können die Krise oder das Leiden nicht abschaffen. Krebs, Partnerverlust oder die Behinderung eines Kindes werden lebenslang bleiben. «Aber wir können die Bedingungen, die Art und Weise, unter denen Menschen von Krisen oder vom Kreuz getroffen werden, verändern, und wir können uns selber ändern; darin liegt die Überschreitung der Grenzen.»⁹

2. Paulus als Behinderter

Die Theologie des Paulus ist mir für die Arbeit mit Behinderten sehr wichtig geworden. Paulus war wohl selbst ein Behinderter.

Das wissen viele nicht: Paulus war vielleicht so etwas wie ein Epileptiker. Es gibt Untersuchungen darüber.¹⁰ Ausgerechnet Paulus war nach damaligem normalem Urteil ein *minderwertiger Mensch*. Krank oder behindert zu sein, bedeutete zu jener Zeit nicht nur in praktischer Hinsicht etwas Schlimmes, nicht nur wegen der körperlichen Schmerzen oder Behinderungen, sondern weil Krankheit oder Behinderung als etwas Dämonisches, als etwas von bösen Geistern Bewirktes angesehen wurde. Normalerweise spuckten die Menschen vor so jemandem aus, um den Zauber abzuwehren, den sie bei solcher Krankheit oder Behinderung am Werk sahen. In einem seiner Briefe bedankt sich Paulus dafür, dass die Gemeindeglieder in einer Gemeinde in Galatien, der heutigen Türkei, wo er Menschen für sein Evangelium gewonnen hatte, nicht vor ihm ausspion (Gal 4, 13f.). Die Wertschätzung, die Paulus von diesen Mitchristen erfuhr, verhinderte das. Aber andere, seine Gegner, haben wahrscheinlich vor ihm ausgespuckt.

Es gibt bei Paulus in einem seiner Briefe eine Stelle, wo er seine Gottes- und seine

Lebenserfahrungen in bezug auf seine Behinderung zusammenfasst: «Und damit ich mich der Überschwenglichkeit der Offenbarungen nicht überhebe, wurde mir ein Dorn für das Fleisch gegeben, ein Engel Satans, dass er mir ins Gesicht schlage, damit ich mich nicht überhebe. Mit Bezug auf diesen habe ich den Herrn dreimal gebeten, dass er von mir ablassen möchte. Und er hat zu mir gesagt: Meine Gnade ist genug für dich, *denn die Kraft erreicht ihre Vollendung in Schwachheit*. So will ich nun am liebsten mich vielmehr der Schwachheiten rühmen, damit die Kraft Christi bei mir Wohnung nehme. Daher habe ich Wohlgefallen an Schwachheiten, an Misshandlungen, an Nöten, an Verfolgungen und Ängsten um Christi willen: *denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark*» (2 Kor 12, 7–10).

Ja, das sind berühmte und starke und doch wieder fremde, ja ärgerliche Sätze. «Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark», das klingt nach Selbstbetrug, ja nach Überheblichkeit – vielleicht sogar nach Masochismus. Hat ein solcher Mensch sogar noch Spass am Leiden? Nein, Paulus hat auch immer wieder – dreimal heisst es hier in dem Brief – darum gebeten, dass der «Stachel im Fleisch», sein körperliches Leiden also, von ihm weggenommen werden möchte. Vergeblich. Er muss akzeptieren. Und er lernt, er erfährt es, dass ihm dadurch eine Kraft ganz anderer Art geschenkt wird.

Es könnte uns doch zu denken geben, dass gerade ein Mensch wie Paulus, ein Behinderter, zu solch einer *Quelle von Kraft* für so viele Menschen wurde. Seine Briefe sind ja noch heute Quelle der Inspiration für unsere Frömmigkeit.

Dieser Mensch, Paulus, hat viel gelitten, nicht nur wegen seiner Behinderung, sondern weil er sich für die Wahrheit Jesu engagierte. Er hat im fortgeschrittenen Alter die grössten Strapazen auf sich genommen, reiste, eckte an, litt Verfolgungen und konnte Menschen für ein Leben neuer Art befreien. Ich denke, Paulus war auf der höchsten Stufe im Schema von Erika Schuchhardt angekommen – in einem Leben, das nicht mehr fragt: «Warum bin gerade ich so sehr durch Krankheit und Behinderung benachteiligt?» Paulus engagierte sich vielmehr für

Menschen. Sein Trachten galt einem Leben in der Verbundenheit mit allen Menschen. Die Liebe zum Menschen und zur aussermenschlichen Kreatur galt ihm als das Wichtigste.

Wir kennen seine Sätze: «Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, am grössten aber unter ihnen ist die Liebe» (1 Kor 13). «Freut euch mit den Fröhlichen und weint mit den Trauernden!» (Röm 12, 15). «Dienet einander durch die Liebe!» (Gal 5, 13f). «Einer trage des anderen Lasten...» (Gal 6, 2).

Es gibt auch bei ihm keine Lösung im Sinne von Erlöstwerden von der Last der Behinderung. Die Lösung besteht für ihn darin, mit dem Unannehmbaren zu leben, und zwar als Übernehmen der Aufgabe, in der Gesellschaft verantwortlich zu handeln.

3. Jesu Begegnung mit Behinderten

Ich komme wieder auf die Evangelien zurück. Vor dem skizzierten Hintergrund des damaligen Verständnisses von Krankheit und Behinderung ermessen wir jetzt um so mehr den Mut Jesu, in Kranken und Behinderten keine irgendwie besonders schuldige, sündige, von Gott gestrafte oder von Gott geprüfte Menschen zu sehen, die man mit Recht zu meiden hätte.

«Jesus der Heiler»

Die Frage: «Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern?» (Joh 9, 2), weist Jesus ab, so bei der Heilung des Blindgeborenen, ähnlich bei der Heilung des Gelähmten, dem er seine Sünden vergibt, oder bei seiner Antwort auf die Frage, ob denn die Toten beim Einsturz des Turmes von Siloah oder die von den Römern Ermordeten eine grössere Sünde auf sich geladen hätten als andere Menschen (Lk 13, 1–5).

«Jesus der Heiler» heisst ein Buch von Helmut Hark.¹¹ Ihm geht es darum, zu zeigen, dass heilen wirklich ein zentrales und nicht ein nebensächliches Anliegen Jesu war. Das beschreibt auch eine ältere, leider kaum bekannte Studie des Krankenhaus-seelsorgers Friedrich Fenner an der Charité in Berlin aus den 30er Jahren.¹² Eine solche exegetisch-seelsorgerliche Studie hätte ich gerne schon einige Jahre früher, z.B. wäh-

rend des Theologiestudiums, gelesen. Vielleicht hätte ich dann genauer hingeschaut, dass in den Evangelien ja tatsächlich immer wieder betont wird, dass Jesus viele Menschen heilte (Mt 4, 23; 9, 35; 15, 30).

Wir haben wohl eher gelernt, dass Jesus vor allem eine Lehre verkündete, eine Botschaft – die vom herannahenden oder schon gekommenen *Reich Gottes*, die Botschaft der Liebe Gottes zu allem, die aber auch Busse und Gericht nötig machte. Die Reichgottes-Botschaft ist sicher zentral für Jesus, aber sie ist wohl enger und wesentlicher mit der konkreten Befreiung und Heilung von Menschen verbunden, als wir oft annehmen. An vielen Stellen ist in einem Atemzuge von seiner Predigt des Evangeliums und seinen Heilungen die Rede (Mt 4, 23; 9, 35). Ja, die Heilung von psychischen Krankheiten, von Dämonen, wie man damals sagte, war für Jesus gerade das Zeichen, dass das Reich Gottes schon gekommen ist. «Wenn ich dagegen durch den Geist Gottes die Dämonen austreibe, so ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen» (Mt 12, 28). Auch auf die Frage des gefangenen Johannes des Täufers, ob Jesus derjenige sei, «der da kommen soll», der Messias also, antwortete Jesus: «Blinde werden sehend und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, Tote werden auferweckt und Armen wird frohe Botschaft gebracht...» (Mt 11, 5).

Predigen und heilen, Botschaft vom Reich Gottes und konkrete Hilfe und Befreiung sind für Jesus offenbar dicht miteinander verwoben. Ich denke, da ist in der Folgezeit wieder auseinandergeraten, was im Evangelium ursprünglich zusammengehört.

Vielleicht sind wir heutzutage wieder neu bereit, auf diesen Zusammenhang zu achten. Was hilft eine abstrakte theologische Lehre einerseits und andererseits eine Medizin, die nicht den ganzen Menschen sieht, die nicht seine Seele sieht? Durch die Erkenntnisse moderner Psychosomatik spüren wir heute stärker den Zusammenhang von Seele und Körper.

Hierher gehört auch der Satz: «*Dein Glaube hat dir geholfen*». In Variationen taucht dieser Satz ja öfter auf. Er bezieht sich nicht – wie wir vielleicht gelernt haben – in erster Linie auf die Anerkennung Jesu als eines übernatürlichen Menschen, als

«Sohn Gottes» und als exklusiven Wundertäters, sondern auf die Kraft des Vertrauens, auf die Energie und den Willen, gesund zu werden, die in den heilungsuchenden Menschen selbst liegen. Das lässt sich an den einzelnen Heilungsgeschichten recht gut erkennen, z.B. bei der Heilung des Gelähmten (Mk 2) oder bei der Heilung der blutflüssigen Frau (Mt 9, 20ff.). Dass die psychischen Kräfte des Menschen, dass der Heilungswille entscheidend für den Gesundungsprozess eines Menschen ist, das wird z.B. in der modernen Krebstherapie bestätigt. Es gibt inzwischen einige sehr überzeugende Studien darüber.¹³

Umwertung der Werte

Jesus hat sicher anders als Paulus in erster Linie Krankheiten und Behinderungen zu heilen versucht – vielleicht im Überschwang des Glaubens an das hereinbrechende Reich Gottes, in dem es keine Krankheiten und Behinderungen mehr geben soll. Aber Jesus vertritt darum keinesfalls das Ideal eines leidfreien Lebens für sich selbst.

Als er einmal von den bevorstehenden Leiden des Menschensohnes spricht, macht ihm Petrus Vorwürfe. Darauf Jesus: «Du sinnst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist!» (Mk 9, 33.). Jesus war selbst weder krank noch behindert, aber er fühlte sich intensiv in die Situation von Kranken und Behinderten ein, hatte Erbarmen mit ihnen, trauerte und weinte mit ihnen: «Als er aber die Volksmenge sah, fühlte er Erbarmen mit ihnen; denn sie waren abgequält wie Schafe, die keinen Hirten haben» (Mt 9, 36).

Durch die *freiwillige Übernahme von Leiden* wird Jesus selbst zu einem Menschen, der Leid mitträgt. Er ahnte den tödlichen Konflikt mit den Mächtigen seiner Umgebung. Was wir an Jesus beobachten können, ist überhaupt seine Umwertung der üblichen Werte. Darin ist er einem Paulus ähnlich, bzw. Paulus hat auf der Linie Jesu weitergedacht und nicht nur gedacht, sondern zu leben versucht. Wir kennen Jesu Sätze: «Der Grösste soll werden wie der Jüngste, und der Hochstehende wie der Dienende... Ich aber bin mitten unter euch wie der Dienende...» (Lk 22, 26f.). Oder von

den Jüngern heisst es: «Es stieg aber ein Gedanke in ihnen auf, wer wohl der Grösste unter ihnen wäre. Da aber Jesus den Gedanken ihres Herzens kannte, nahm er ein Kind, stellte es neben sich und sprach zu ihnen: Wer dieses Kind um meines Namens willen aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat. Denn wer der Kleinste unter euch ist, der ist gross» (Lk 9, 46ff.).

Die Kinder waren damals ebenfalls die Schwachen in der Gesellschaft. Jesus solidarisiert sich mit ihnen. Auch das gehört zu seiner Botschaft, besser zur Erfahrung des Evangeliums, das er eben nicht nur verkündigte, sondern lebte.

III. Anfrage an Kirche und Gemeinde

1. «Eine Gemeinde ohne Behinderte ist eine behinderte Gemeinde»

Wenn wir das nun im Auge behalten, dass in den Evangelien behinderte und kranke Menschen uns auf Schritt und Tritt begegnen, wenn das, was Jesus brachte, sowohl eine gute Botschaft als auch vielfach konkrete Heilung und Befreiung war, gerade für die Menschen am Rande der Gesellschaft, dann fällt um so mehr auf, dass in unseren normalen Gemeinden meist *wenig behinderte Menschen* zu finden sind. Das ist wirklich ein Widerspruch zum Evangelium. Das dürfte eigentlich nicht sein, nicht von der Sache her, um die es uns in Kirche und Gemeinde geht.

Das wird ja auch schon rein äusserlich darin deutlich, dass – jedenfalls bei uns in Berlin – die wenigsten Gemeindezentren behindertengerecht gebaut sind. Ein ähnliches Defizit zeigt sich hinsichtlich der kirchlichen Stellen für Behindertenarbeit. Wir haben z.B. in Westberlin kein Amt, das sich stadtweit um die Belange von Körperbehinderten und keines, das sich um Geistigbehinderte kümmert. Und das wäre dringend nötig. In Ostberlin und in den einzelnen Kirchenprovinzen der Berlin-Brandenburgischen Kirche sieht es wohl nicht besser aus. Da wird vieles geändert und neu geschaffen werden müssen – und das bei eher sinkenden Finanzmitteln.

Wir kennen die Rede von der «*heilenden Gemeinde*». Diese ergibt sich in der Konse-

quenz des Evangeliums. Die *Delegierung diakonischer Aufgaben* vor allem an die grossen Einrichtungen der Diakonie hatte ihren Sinn, hat aber auch zur Verdrängung von diakonischen Aufgaben geführt, die in Gemeinden auf je spezifische Art wahrgenommen werden können. Wenn z.B. im Ortsbereich einer Gemeinde ein Heim für Behinderte existiert, dann ist es schon angebracht, dass man sich um Kontakte dorthin bemüht und einmal überlegt, wie man in Richtung Integration tätig werden könnte. Leider ist das gar nicht selbstverständlich.

Es gibt noch viele andere Möglichkeiten, für Behinderte tätig zu werden – durch «praktische Alltagshilfen aller möglichen Art: Hilfen bei der Selbstversorgung, pflegerische Hilfen, Begleit- und Transporthilfen, Kommunikationshilfen (vorlesen, dolmetschen u.a.) ... Aufsichts-, Sitter-, Elternvertretungsdienste...»¹⁴

Die Gegenwart von Behinderten verändert eine Gemeinde – im Gottesdienst, in den einzelnen Gruppen, in der ganzen Atmosphäre... Es sind Veränderungen, die im allgemeinen von allen Beteiligten als positiv erlebt werden. Umgekehrt ist «eine Gemeinde ohne Behinderte eine behinderte Gemeinde», wie der bekannte Satz bei der ökumenischen Konsultation in Bad Saarow (DDR) im Jahr 1978 lautete.¹⁵ Es geht darum, dass in unseren Gemeinden behinderte und kranke Menschen viel mehr vorkommen, nicht nur als Objekte spezieller Betreuung von seiten der «Nichtbehinderten» und «Gesunden», sondern als vollgültige, ernstzunehmende *Partner, Mitglieder, Mitarbeiter*. Und die Probleme von Krankheit und Gesundheit, Behinderung und Leben mit Behinderungen sollten im Lichte des Evangeliums eine viel grössere Rolle spielen.

«*Heilende Gemeinde*» ist sicher zuerst im übertragenen Sinne gemeint, nicht im engeren (schul)medizinischen Sinne. Aber wenn behinderte und kranke Menschen in der Gemeinde wirklich sich als angenommen erleben, wenn ihre Probleme ernst genommen werden, wenn dies auch für das Beten einer Gemeinde wesentlich ist und für ihre Symbole und Riten, für die Art ihrer Musik, für ihre Tänze, ihre Lieder, für das Äussere eines Gemeindezentrums und für den ganzen Geist in einer Gemeinde, dann hat das

Auswirkungen beim Gesundwerden und in der Weise des Umgangs mit bleibenden Behinderungen.

Ulrich Bach hat in seinem Büchlein «Heilende Gemeinde?» Ansätze in dieser Richtung abgewertet, wohl vor allem, um deutlich zu machen, dass Botschaft und Handeln Jesu auch ihm, dem bleibend Körperbehinderten, in voller Weise gelten – und nicht erst dann zum Zuge kämen, wenn er seine Behinderung los würde. Dieses Anliegen setzt Bachs «weltanschauliche Rehabilitation» fort – hier nicht hinsichtlich des Verhältnisses zwischen «Schöpfer und Geschöpf», sondern zur Frage nach der Bedeutung Jesu für uns. Aus diesem legitimen Bestreben Bachs muss aber doch nicht folgen, dass Heilungen im übertragenen und im engeren medizinischen Sinne, wo sie im Umkreis des Evangeliums möglich werden, für nicht wichtig anzusehen wären.¹⁶

Ganz anders sieht Walter J. Hollenweger den Zusammenhang «Heil und Heilung». Er zieht Linien bis in unser heutiges Zusammenleben in der christlichen Gemeinde, bringt eine «Gemeindeliturgie für Kranke und Gesunde» sowie Hinweise auf ausser-europäische Weisen des Umgangs mit Krankheit und Heilung, Behinderung und Befreiung.¹⁷

2. Tierliebe als «Argument» für Euthanasie?

Jetzt nenne ich ein anderes exemplarisch gemeintes Stichwort: «*pränatale Diagnostik*». Ich denke, hier ist Kirche aufgerufen, wachsam zu sein. Es kann doch nicht normal werden oder bleiben, dass Kinder abgetrieben werden, wenn die Fruchtwasseruntersuchung auf ein Down-Syndrom hinweist. Ich habe selbst erlebt, wie Eltern sagten: «Ein Glück, jetzt können wir unser Kind bekommen und es akzeptieren, seitdem die Untersuchung ergeben hat, dass es nicht behindert ist!» Von vornherein einen Standard anzusetzen: Ein mongoloid-behindertes Kind – und das heisst für viele doch wohl überhaupt ein behindertes Kind – soll nicht sein, weil es «zuviel Mühe» macht oder weil es in unserer Welt der Konkurrenz und Leistung «nichts Vernünftiges» werden kann oder weil es nicht in gleicher

Weise wie andere Normalbürger Konsumwünsche entwickelt usw., soll das die Grundeinstellung gegenüber Behinderten werden oder bleiben?

Anders ist hier biblisches und christliches Nachdenken über den Menschen – und zwar jeden Menschen – als «Bild Gottes», als Begnadeten, als Geschaffenen und letztlich nur von Gott her zu «Rechtfertigenden», wie Paulus schreibt. Oder wie Bonhoeffer sagt: «Wo sollte auch, ausser in Gott, der Massstab für den letzten Wert eines Lebens liegen?» Eine solche biblisch-christliche Sicht vom Wert eines jeden Menschen ist heute nicht mehr selbstverständlich. Wenn Menschen nicht mehr diese Dimension auf Gott hin oder von Gott her akzeptieren, dann hat das Auswirkungen auf ihr Menschenbild und ihre Ethik.

Als Beispiel einer *nach- und antichristlichen Sicht* nenne ich die Gedanken des australischen Philosophen Peter Singer. Er schreibt: «Menschenaffen, kleinere Affen, Hunde, Katzen und selbst Mäuse und Ratten haben ein stärkeres Bewusstsein von dem, was mit ihnen geschieht, und sind schmerzempfindlicher usw. als viele hirngeschädigte Menschen, die in Krankenhäusern und anderen Institutionen lediglich dahinvegetieren.» «So scheint es, dass die Tötung eines Schimpansen schlimmer ist als die Tötung eines schwer geistestörten Menschen, der keine Person ist.» Oder: «...die Tötung eines behinderten Säuglings ist nicht moralisch gleichbedeutend mit der Tötung einer Person. Sehr oft ist sie überhaupt kein Unrecht.»¹⁸ Singers Thesen sind vor allem durch den – wegen seines geplanten Vortrages geplatzten – Kongress der Lebenshilfe 1989 in Marburg bekannt geworden.¹⁹

Peter Singer ist zwar einer der führenden Vertreter der internationalen Tierbefreiungsbewegung. Aber das Leben der einen Kreatur aufzuwerten, um das der anderen abzuwerten, das ist kein guter Weg. Umgekehrt kann ein Singer die christliche Theologie und Kirche zu Recht fragen, was sie denn in den vergangenen Jahrhunderten zum Schutz der Tiere beigetragen haben. Die aus Genesis 1 entnommene Sonderstellung des Menschen hat gerade in den christlich geprägten Gesellschaften zur schlimmen Behandlung aussermenschlicher Krea-

turen geführt. Und trotz des Glaubens an die Gottesebenbildlichkeit jedes Menschen hat leider auch die Kirche nicht immer die Würde jedes Menschen verteidigt.

3. Die Aufgabe der politischen Diakonie

Ein letzter Punkt betrifft die Aufgabe der politischen Diakonie im Hinblick auf die *Ursachen* von Behinderungen und Krankheiten. Es genügt doch nicht, immer nur «hinterher» Arbeit zu leisten, eben mit den Behinderten. Wir müssen uns doch auch fragen, woher Behinderungen stammen und wieso diese immer mehr zunehmen. Und sie nehmen jährlich zu:

– unter anderem durch gestiegene *Radioaktivität* aufgrund der Nutzung von Atomenergie. Z.B. wurden 9 Monate «nach Tschernobyl» in einem Ort an der türkischen Schwarzmeerküste 12 missgebildete Kinder geboren, in einer Gegend, wo es derart gehäuft noch nie zu solchen Missbildungen gekommen war, was man sich nur durch den Weg radioaktiver Wolken aus Weissrussland erklären konnte.²⁰

– oder durch die vielen *Verkehrsunfälle*, vor allem beim Autofahren. Allein in der alten BRD wurden jährlich 80000 Personen durch Autofahrer leicht oder schwer verstümmelt.²¹

– oder durch Produktion von *Umweltgiften* wie Dioxin. Besonders darauf aufmerksam wurde die Öffentlichkeit 1976 durch die Explosion der Chemiefabrik in Seveso und die anschliessenden Missbildungen bei Tieren und Menschen.²²

Auch durch die *moderne Medizin* selbst kommt es mehr als früher zu Behinderungen. Viele neugeborene Behinderte hätten früher nicht überlebt. Wir können deshalb sagen: Behinderte zahlen den Preis für unsere heutige hochtechnisierte Welt. Sie sind der Schatten unserer gestiegenen Ansprüche, die Opfer unserer modernen Lebensweise. Ihr Leiden hat in gewisser Weise stellvertretenden Charakter.

Das erinnert an Jesaja (Kap. 53): Das Aussehen Behinderter hat oft weder «Gestalt noch Schönheit». Viele Nichtbehinderte wännen sie für nichts wert, aber sie tragen unsere Schmerzen... Doch gerade auf sie aufmerksam zu werden, kann heilend für uns alle sein!

1 Wolfhart Pannenberg, Was ist der Mensch? Die Anthropologie der Gegenwart im Lichte der Theologie, Göttingen 1962.

2 Zit. nach: Erich Klingner, Luther und der deutsche Volksglaube, Diss. Berlin 1912, S. 60.

3 Dietrich Bonhoeffer, Ethik, München 1963, S. 174, 171.

4 Paul Tillich, Der Mut zum Sein, Stuttgart 1968.

5 Zum Begriff der Elementarisierung vgl. z.B. Karl Ernst Nipkow, Das Evangelium als Grund und Hilfe an Schulen für Behinderte, in: Evangelium und Behinderte, hg. vom Comenius Institut, Münster 1978, S. 79.

6 Anna-Katharina Szagun, Behinderung. Ein gesellschaftliches, theologisches und pädagogisches Problem, Göttingen 1983, S. 36ff.

7 Ulrich Bach, Boden unter den Füßen hat keiner, Göttingen 1980, S. 99.

8 Erika Schuchhardt, Warum gerade ich...? Leiden und Glaube, Offenbach 1981.

9 A.a.O., S. 30ff.

10 Vgl. z.B. Albert Schweitzer, Die Mystik des Apostels Paulus, Tübingen 1930 (1. Aufl.), S. 152.

11 Helmut Hark, Jesus der Heiler, Olten 1988.

12 Friedrich Fenner, Die Krankheit im Neuen Testament. Eine religions- und medizingeschichtliche Untersuchung, Leipzig 1930.

13 Vgl. Le Shan, Psychotherapie gegen den Krebs, Stuttgart 1982; Jeanne Achterberg, Die heilige Kraft der Imagination, Bern-München-Wien 1977.

14 Klaus von Lüpke, Mobile Integrationsförderungsdienste für Menschen mit Behinderung, Referat in der Diakonischen Akademie Stuttgart am 7.3.90

15 Leben und Zeugnis der Behinderten in der christlichen Gemeinde, Memorandum einer Konsultation in Bad Saarow (DDR), April 1978, in: Geiko Müller-Fahrenholz (Hg.), Wir brauchen einander. Behinderte in kirchlicher Verantwortung, Frankfurt/M. 1979.

16 Ulrich Bach, «Heilende Gemeinde»? Versuch, einen Trend zu korrigieren, Neukirchen-Vluyn 1988.

17 Walter J. Hollenweger, Geist und Materie. Interkulturelle Theologie III, München 1988.

18 Peter Singer, Praktische Ethik, Stuttgart 1984, S. 84, 136, 188.

19 Bio-Technik – Ethik – geistige Behinderung. Ein europäisches Symposium, ein Eklat und sein Hintergrund, hg. von der Bundesvereinigung Lebenshilfe für geistig Behinderte e.V., Postfach 80, D-3350 Marburg 7. – Auch das Dezemberheft 1990 von PULS, der Zeitschrift der schweizerischen Behindertenbewegung, befasst sich mit diesem Thema. Mit Peter Singers «Ethik» setzen sich vor allem die Beiträge von Susanne Schriber und Christian Mürner sowie der Bericht von Aihua Zemp über eine Tagung im Gottlieb Duttweiler-Institut zu «Argumentationen in der aktuellen Euthanasie-Debatte» auseinander (Anm. des Red.).

20 In: Psychologie heute, Februar 1987 (Nachdruck aus dem türkischen Nachrichtenmagazin «Nokta»). Inzwischen kommen noch viel schlimmere Statistiken aus Weissrussland und der Ukraine – oder aus Kasachstan, wo bis vor kurzem Atombombentests durchgeführt wurden.

21 Volker Krumm, Wie man aus Autofahrern anständige Menschen macht, in: Psychologie heute, Juli 1990.

22 Egmont R. Koch/Fritz Vahrenholt, Seveso ist überall. Die tödlichen Risiken der Chemie, Köln 1978.